Wilhelm Jordan zum 100. Geburtstag

Autor(en): **Klages, Ludwig**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **23 (1919)**

PDF erstellt am: **30.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-571694

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Pflege der Toten besorgte die alte Frau allein. Mit tapfern Händen reinigte sie den starren Leib von den Schlammspuren des Flusses und bedeckte ihn mit dem eigenen, lange bereit gehaltenen Totenkleid. Und sie ordnete das kostbare Haar, daß es mit breitem Strom das arme Gesicht einrahmte und beschirmte, und die Hände, die sich nimmer falten ließen, legte sie gegen einander, wie sie es an steinernen Grabrittern gesehen hatte. Diese Hände aber hatten ihre eigensinnigen Linien verloren; sie waren völlig geworden und still, wie die Hände schlichter guter Frauen.

Und erst dann, als alles bereit war und die Tote weiß und feierlich dalag wie auf dem eigenen braven Totenbett, erst dann schickte die Schloßherrin nach dem Altlandvogt.

Wilhelm Jordan zum 100. Geburtstag.

Studie über das Wesen des Epos von Dr. Ludwig Klages, Rüschlikon.

In einem Augenblick, wo jenes Deutschland zusammenbricht, das nach halbhundertjährigem Ringen der Geister durch den Krieg von 1870 verwirklicht wurde, hält es doppelt schwer, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen dem vielleicht nie noch in seiner vollen Bedeutung gewürdigten Manne, der wie kein anderer mit den strahlenden Zinnen vaterländischer Begeisterung das Gebäude einer ganzen Weltanschauung krönte. Allein, ob auch die „Ideale", sterblich wie Menschen und Völker, kommen und gehen: kein Wechsel der Zeiten trifft den wesentlichen Gehalt eines Werkes, und kein Wandel der Menschheit, solange eine Menschheit noch lebt, entkräftet das Wahrwort Hölderlins: „Was bleibet aber stiften die Dichter"... Wenn wir es hier versuchen, den Zeitgenossen ins Gedächtnis zurückzurufen, wieviel das deutsche Schrifttum dem Lebenswerk Wilhelm Jordans verdankt, so müssen wir uns naturgemäß mit knapper Hervorhebung einiger Hauptzüge begnügen und können vollends nicht daran denken, die begleitenden Daten seines äußeren Lebens zur Mitbegründung herbeizuziehen. Nur das ganz Unerläßliche sei in lexikalischer Kürze für solche Leser vorangestellt, denen die Gestalt unseres Dichters längst zur Legende der Schülerjahre verblaßte.

Wilhelm Jordan wurde vor hundert Jahren, am 8. Februar 1819, zu Insterburg in Ostpreußen als Sohn des dortigen Pfarrers geboren, bezog 1839 die Universität Königsberg, um Theologie zu studieren, wandte sich aber unter dem Einfluß der Schriften von Strauß alsbald der Weltweisheit zu und endete über Feuerbach in den naturwissenschaftlichen Aufklärungsgedanken, mit denen damals das stürmisch einsetzende Zeitalter der triumphierenden Technik und des bürgerlichen Unternehmergeistes die Jahrtausende alte Problemgeschichte des abendländischen Forschens für einmal erledigt zu haben wähnte. Zu seinen Studiengenossen gehörten u. a. Rudolf Gottschall und Ferdinand Gregorovius. Schon mit seinen frühesten Dichtungen „Glocke und Kanone" (1841), „Irdische Phantasien" (1842) und insbesondere dem dreibändigen „Demiurgos" (1854) bekennt er sich zu derjenigen Weltanschauung, die — eine Vorform des heute sogenannten Monismus — ihn bis in sein höchstes Alter begleiten sollte. Nachdem er das Pfarramt der Vorfahren unter schweren Kämpfen mit der enttäuschten Familie mannhaft seiner Ueberzeugung zum Opfer gebracht, kaufte er sich nach früher Verehelichung mit seiner Jugendgeliebten 1844 in Leipzig an, geriet lebhaft in die Revolutionswirren der vierziger Jahre, nahm als Abgeordneter teil am Frankfurter Parlament, bekleidete daneben das Amt eines Ministerialrats in der Marineabteilung der erst zu schaffenden deutschen Flotte und ließ sich nach deren Versteigerung dauernd in Frankfurt nieder, wo er in einem stillen Hause am Taunusplatz fortan durchaus seinem Schaffen lebte. Schweren Herzens wird heute jeder Deutsche die Worte lesen, mit denen Jordan am 24. Juli 1848 seine geharnischte Polenrede gegen den Kosmopolitismus der Linken folgender-

maßen schloß: „Es gab eine Zeit, wo die deutschen Freiheitsmänner in gutem Glauben sich begeisterten für das vertriebene hundertköpfige Königtum Polens, das der Geist der Geschichte hinausgejagt hat aus seinem Land, weil es das Evangelium der neuen Menschenrechte hartnäckig geleugnet hatte. Aber die Zeit ist vorüber, für immer vorüber, und hoffen Sie nicht, uns auf irgend eine Weise die deutschen Teile Posens jemals wieder zu entwinden. Sie sind deutsch und werden deutsch bleiben für immer."

Die Blütezeit seines Schaffens (1855 bis 1875) gipfelte in der stabreimenden Wiedererneuerung der Nibelungensage, die er als wandernder Rhapsode in mehr als dreihundert Städten mit deutschsprechenden Einwohnerschaften — von Kronstadt in Siebenbürgen bis San Francisco — zum Vortrag brachte. Mit der dichterischen Ausgestaltung des gewaltigen Sagenstoffes gingen tiefdringende Studien über die Bildungsgeschichte des Epos einher, deren Ergebnisse er in folgenden Schriften niederlegte: „Der epische Vers der Germanen und sein Stabreim", „Das Kunstgesetz Homers und die Rhapsodik", „Epische Briefe". Noch im selben Zeitabschnitt schuf er die Lustspiele „Die Liebesleugner", „Tausch enttäuscht", „Durchs Ohr", „Sein Zwillingsbruder"; das preisgekrönte Trauerspiel „Die Witwe des Agis", das Schauspiel „Arthur Arden"; gab 1871 unter dem Titel „Strophen und Stäbe" eine Sammlung lyrischer Gedichte heraus; verdeutschte die Tragödien des Sophokles (1862); von Shakespeare die Sonette, sowie die Dramen „Cymbeline", „König Richard III.", „Othello", „König Lear", „Macbeth", „Romeo und Julia"; endlich später (1881) noch den ganzen Homer.

Im letzten Abschnitt seines Schaffens verfaßte er die Verserzählung „Feli Dora", bot eine geschlossene Darstellung seiner Weltanschauung in den kristallklaren Versen der „Andachten" (1877), schrieb zu deren Rechtfertigung das religionsphilosophische Werk „Die Erfüllung des Christentums", versuchte eine nochmalige Zusammenfassung seiner Grundgedanken in den beiden völlig mißlungenen Romanen „Die Sebalds" und „Zwei Wiegen", übertrug 1889 die „Edda", vervollständigte die Kundgabe seiner Erfahrungen über das Epos in seinen „Episteln und Briefen" und gab mit den „Letzten Liedern" eine lyrische Nachlese, die wir nicht weniger gern als seine Romane entbehren würden. Jordan starb im Alter von 85 Jahren 1904 in Frankfurt a. M. — Auf die angesichts eines auch stofflich dermaßen umfassenden Lebenswerkes natürliche Frage, aus welchen der aufgezählten Bücher man am leichtesten ein Geistesbild des außerordentlichen Mannes gewinne, lautet die Antwort, daß es genüge, von den zweimal vierundzwanzig Gesängen seiner „Nibelunge" und von seinen „Andachten" Kenntnis zu nehmen. Diese beiden Werke umschließen alles, was er an dauernd Bedeutendem zu sagen hatte, und zeigen die Vorzüge wie auch die Schwächen seines Könnens gewissermaßen im Freskostil.

Ehe wir die Hauptzüge seiner Eigenart kennzeichnen, deuten wir an, was die Befassung mit seinem Werk erschwert und wenigstens mit dazu beitrug, den wandernden Rhapsoden nach kurzem Siegeslauf seinem Volk wieder zu entfremden. Denn daran kann kein Zweifel sein, daß Jordan dem Bewußtsein der heutigen Bildungsschicht völlig entglitten ist. Uns sind hochgelehrte Germanisten begegnet, die seine aufschlußreiche Schrift über den epischen Vers der Germanen nicht einmal dem Namen nach kannten; Sonderbearbeiter Shakespeares, die keine Ahnung hatten von Jordans Verdeutschung der vielumstrittenen Sonette; Altphilologen von fachmännisch genauer Vertrautheit mit den ältesten wie jüngsten Uebertragungsversuchen, die nicht das Mindeste wußten von einem Jordanschen Sophokles. Unter den vielen, die nicht nur vom Hörensagen Bescheid wissen in den Werken eines Hebbel, Keller, C. F. Meyer, die ihren Gustav Freytag von Anfang bis zu Ende lasen, ihren Storm oder Heyse verehren, ja immer noch ernstlich an das Dichtertum der Geibel, Dahn oder Scheffel glauben, findet sich stets eine nicht unbeträchtliche Anzahl solcher, die sich bestenfalls erinnern, in der Jugend von Jordans „Nibelunge" gehört zu haben! Und was erst

die Zünftler betrifft, so scheinen sie mit wenigen Ausnahmen einig darin, daß unser Dichter ein eitler Epigone sei, der jeder Ursprünglichkeit ermangle und hinter glatter Verskunst die Hohlheit der Seele verstecke. Dutzende von Malen hat Gottfried Kellers leichtfertiger Ausspruch herhalten müssen, um den hochmütigen Urteilen die Weihe zu geben: „Es braucht eine hirschlederne Seele, das alte und einzige Nibelungenlied für abgeschafft zu erklären, um seinen modernen Wechselbalg an dessen Stelle zu setzen," da denn freilich nur allzu deutlich das hämische Hoffen durchklingt, durch Berufung auf einen Zeugen aus der Schar der Großen wirksam zu rütteln am imponierenden Selbstgefühl eines Mannes, der für die schulmeisternden Ermahnungen kritischer Besserwisserei immer nur taube Ohren hatte! Indessen werden auch sachliche Einwände vorgebracht. Man hat ihn einen „Gedankendichter" genannt, dessen Gestalten Allegorien seien, hat seiner „Nibelunge" heftig das Anrecht auf den Titel eines „Volksepos" bestritten, hat ihm vorgeworfen, den ehrwürdigen Sagenstoff durch Belastung mit neumodischer Wissenschaft verwüstet zu haben. Dergleichen Ausstellungen treffen jedoch den wirklichen Mangel nicht. Die Chöre der griechischen Tragiker funkeln von Gedankenblitzen. Goethe hatte guten Grund, Allgemeinbetrachtungen „eher eine Krankheit des Geistes" zu nennen; denn seine eigenen Werke sind dermaßen reich daran, daß sich unschwer ein ganzes System der Weltweisheit daraus zusammenflechten ließe. „Volksepen" aber in einer Bedeutung, die der Jordanschen „Nibelunge" den fraglichen Anspruch verwehren soll, hat es niemals gegeben. Selbst wenn die wirklich volksmäßigen Balladen von oft erstaunlicher Länge reihenweise gemeinsames Metrum zeigen oder sogar wie im finnischen Kalewala die zur Not erkennbaren Glieder bilden, die ein gemeinsamer Held zur Kette knüpft, stehen sie niemals auf der selbigen Linie mit den Kernstücken des indischen Mahabharata und Ramajana, mit den Dichtungen Homers, mit Firdusis Schahnameh, dem mittelalterlichen Nibelungenliede, ja nicht einmal mit den ausgeführteren Mythen und Heldensagen der Edda. Dergleichen echt epische Dichtungen sind Erzeugnisse keineswegs von Volkssängern, sondern dichterischer Persönlichkeiten, die hochentwickelten Kulturen angehören und den überlieferten Sagenstoff nicht bloß allemal nach einem künstlerischen Plane umkomponieren, sondern ohne Ausnahme ihn auch erfüllen mit dem geistigen Gehalt ihrer Gegenwart. Ja, es läßt sich beweisen und ist zum Teil von Jordan selbst schon bewiesen worden, daß wirkliche Epen immer zugleich vollendender Ausdruck einer Weltanschauung waren. Das Epos bildet den Schlußpunkt hinter der Linie einer Geistesentwicklung, die zum Allbewußtsein sich zu erweitern die Bestimmung hat. Sein wahrer Gegenstand, wie wir noch sehen werden, ist das Schicksal der Welt, gespiegelt in der Seele solcher Völker und Zeiten, die überhaupt der Gabe der „Spekulation" teilhaftig wurden und deren Glaubensantriebe ihre Endgestalt erst im baumartig sich verästelnden System weltwissenschaftlicher Ueberzeugungen finden. Davon das ungeachtet so vieler Sprünge und Risse gewaltigste Zeugnis gibt die „Kunde der Wala". Darum fallen zusammen die metaphysischen mit den epischen Völkern: Inder, Perser, Griechen, Germanen... Solches erkannt und vollbewußt den Versuch unternommen zu haben, den germanischen Sagenstoff mit dem Weltgefühl des eigenen Jahrhunderts zu speisen, ist eines der unbestreitbarsten Verdienste Jordans und hebt seine Leistung hoch hinaus über den trügerischen Dunstkreis altertümelnder Spielereien, die samt und sonders mit der Tünche erstorbener Wörter und Wendungen bloß verhehlen ihre Zugehörigkeit zur stets überraschend schnell veraltenden Geistigkeit einer — Moderichtung.

Nicht die Belastung mit wirklicher oder vermeinter Wissenschaft hat seiner Dichtung geschadet, sondern der Inhalt seiner Ueberzeugungen war es, woran auch ein zehnfach stärkerer Bildner gescheitert wäre. Jordan ist gesinnungsmäßig der Dichter des Bismarckzeitalters, und niemals in der uns bekannten „Weltgeschichte" hat es einen

Abschnitt von solcher Dichtungsfeindschaft gegeben wie diesen! Welche Verdienste immer man dem Mittelstück des vorigen Jahrhunderts für die Entwicklung der Menschheit beimessen möge, soviel ist sicher, daß es die bis zum heutigen Tage äußerste Entzweiung des Geistes mit der Seele bezeichnet. Keine Zeit wildester Barbarei, selbst die nicht des Dreißigjährigen Krieges, hatte so völlig den Weg zu den Quellgründen alles Lebens verloren und es so ganz vergessen, daß weder im sinnlosen Taumel wütenden Arbeitens noch im Brechen und Knechten der Naturgewalten, im Ordnen, Regeln und Mechanisieren jemals ein Glück gefunden werde! In frierende Fetzen zerschlissen lag das hüllende und beschwichtende Traumgespinst, das die Romantik gewoben hatte, und längst war verklungen die Prophetenstimme Hölderlins (bis sie zum andern Mal, ein gellend aufschreckender Schrei, aus dem Munde Nietzsche-Zarathustras brach): „Des Verstandes ganzes Geschäft ist Notwerk. Vor dem Unsinn, vor dem Unrecht schützt er uns, indem er ordnet; aber sicher zu sein vor Unsinn und vor Unrecht, ist doch nicht die höchste Stufe menschlicher Vortrefflichkeit ... Aus bloßer Vernunft kommt keine Philosophie; denn Philosophie ist mehr denn blinde Forderung eines nie zu endigenden Fortschritts in Vereinigung und Unterscheidung eines möglichen Stoffes... Immer hat das den Staat zur Hölle gemacht, daß ihn der Mensch zu seinem Himmel machte... Handwerker siehst du, aber keine Menschen; Denker, aber keine Menschen; Priester, aber keine Menschen; Herren und Knechte, Jungen und gesetzte Leute, aber keine Menschen; ist das nicht wie ein Schlachtfeld, wo Hände und Arme und alle Glieder zerstückelt untereinander liegen, indessen das vergossene Lebensblut im Sande zerrinnt? ... Der Knechtssinn wächst, mit ihm der grobe Mut, der Rausch wächst mit den Sorgen und mit der Ueppigkeit der Hunger und die Nahrungsangst; zum Fluche wird der Segen jedes Jahrs, und alle Götter fliehen." Man denke sich ein ganzes Volk nicht nur, nein, die ganze sogenannt zivilisierte Menschheit auf den unerschütterlichen Glauben an die Wahnwerte eingeschworen, die mit vorstehenden Sätzen ein Hölderlin verächtlich macht, und man wird mit Recht sogar die Möglichkeit eines Dichtertums in Zweifel ziehen, das sich ausdrücklich zu ihnen bekennt. (Wir meinen übrigens nicht, daß es heute besser stehe; aber wir meinen allerdings, daß die Dichtkunst inzwischen verschieden sei und fortan keiner Auferstehung entgegenharre).

Während von gleichzeitigen Schöpfergeistern einige dank einem Kerne völkischen Fühlens jenen „Idealen" auszuweichen vermochten (das leuchtendste Beispiel ist Keller!), andere ihnen unbewußt erlagen, rang sich Jordan zur hellsten Besinnung ihrer Wirksamkeit durch, und zwar als ihr ebenso leidenschaftlicher wie sprachgewaltiger Parteigänger. Er ist der Sänger dessen, was alles Sängertum tötet: des „Verstandes", des „Staates", der „Ordnung", des unendlichen „Fortschritts", der mörderischen „Technik". Hier müssen wir einer Wendung seines Monismus gedenken, durch die er einem Nietzsche die Antwort auf die Frage nach dem Wesen des Christentums, aber im Geiste entgegengesetzter Wertungsweise, zur einen Hälfte vorwegnimmt. Unbeirrt vom Streite der Dogmen findet er den Sinn des Christentums in den gemeinsamen Errungenschaften der Christenheit und zeigt mit bewunderungswürdiger Schärfe die Verbindungsfäden auf zwischen den Leitsätzen der Evangelien und dem Fortschrittsglauben des neuzeitlichen „Liberalismus". Die „Zivilisation", wie man im Gegensatz zur „Kultur" der Antike aus richtiger Fühlung das Unterscheidungsmerkmal heutiger Bildung genannt hat, gehört den christlichen und nur den christlichen Völkern an und reift unverkennbar der Erfüllung aller Wunschgedanken eines Glaubens entgegen, der den Menschen zum Herrn der Natur erklärte und mit dem Logos unausweichlich auch den Rechenverstand zum Grundmaß jeglichen Wertens machte. Technik und Kapitalismus samt ihrem Schatten, dem Sozialismus, sind die greiflichen Früchte am Baume judaochristlicher Sittlichkeit. Stirner und Nietzsche verneinen, Jordan

bejaht die Frucht und folgerichtig auch den Baum, von dem sie gebrochen ist. Er dichtet bewußt im Zeichen einer Weltanschauung, mit der man passender Fabriken, Kartelle oder Staaten gründet; und ob er gleich das unmöglich Scheinende erzwang, so braucht es doch kaum betont zu werden, daß seine Dichtung schwerste Einbuße erlitt durch das gutgläubig frevelnde Unterfangen, sie zur fürsprechenden Stimme zu machen der seelefeindlichsten Macht, die es je auf Erden gegeben hat. — Dies vorausgeschickt, kommen wir zur Kennzeichnung seiner bleibenden Werte.

Die Gabe dichterischer Empfängnis kann weder aus dem Charakter noch aus den Gesinnungen ihres Trägers verstanden werden. Jordan besaß sie trotz seinem Fortschrittsglauben, und der Widerstreit zwischen beiden konnte ihm umsoweniger zum Bewußtsein kommen, als er ein ungewöhnlich harmonischer Charakter war und zudem noch das sprödeste Mineral kalter und nüchterner Begriffe zu lösen vermochte im Alkahest einer durch und durch bewältigten Sprache. Dichterisches und Undichterisches seines Werkes sind derart ebenmäßig in der einheitlichen Tektonik eines so breit geschichteten wie mächtig türmenden Satzbaus gebunden, daß es nur selten gelingt, beide auseinander zu teilen. Wir versuchen es gar nicht, für seine dichterische Ursprünglichkeit den unmittelbaren Beweis zu erbringen, und beschränken uns auf die Betrachtung einer Folgeerscheinung von schon an und für sich „unsterblicher" Art. Kraft einer Naturanlage, die bisweilen bei Rednern und Predigern, ganz vorzugsweise aber bei Dichtern hervortritt, gewann er eine Meisterschaft des Wortes, die ihn den sprachschöpferischen Größen ersten Ranges aller Zeiten und Völker gesellt. Auch wer ihn nicht unter die führenden Dichter rechnet, darf doch keinen Augenblick zögern, ihn nach entdeckerischer Prägekraft des geschriebenen Wortes einem Luther, Goethe oder Hölderlin, einem Görres oder Nietzsche an die Seite zu stellen. Er hat nämlich nicht nur in dem Sinn eine ureigentümliche Sprache, wie sie notwendig jeder wirkliche Dichter und einigermaßen noch der bedeutende Schriftsteller hat, sondern er trägt auch mit ihr in das neuzeitliche Schrifttum der Deutschen eine diesem verloren gegangene Stilart ein: die Stilart der Epik. Wie wir in Goethe den vordem nicht erreichten Wiederbringer des Liedtons, in Hölderlin den weit über Klopstock hinaus erst wahrhaft überzeugenden Verlebendiger des Tonfalls der Ode, in Nietzsche den unübertroffenen Künstler des gedankentiefen Sinnspruchs bewundern, so in Jordan den Erneuerer einer Epik, die seit den Tagen des Hildebrandsliedes oder des Beowulf dem germanischen Sprachkreis abhanden kam. So wenig es nun auch Zufall war, daß er dabei auf den Stabvers zurückgriff, den er unter nur loser Anlehnung an dessen ehemalige Verwendungsart nach selbstgeschaffenem Gesetz mit einer Sicherheit handhabt wie kein Eddaskalde vollkommener, so erblicken wir doch nicht darin das Wesen jener epischen Darstellungsform, die ihn in sämtlichen Werken unterscheidet und deren Grenzen aufs schärfste die Grenzen seines Könnens bezeichnen. Man kann sie ebensogut an den lehrhaften Reimversen seiner „Andachten" und an der fast wissenschaftlich unterrichtenden Prosa seiner „Epischen Briefe" erläutern. Sie trägt, wie sich versteht, den Sondercharakter seiner Persönlichkeit; aber sie verliert darum nichts von ihrer Bedeutung, ein Musterbeispiel des Wortausdrucks der epischen Geisteshaltung schlechthin zu sein. Man ziehe bei unsern notwendig nur skizzenhaften Bemerkungen in erster Linie zum Vergleich heran die Dichtungen Homers und den Kampf der Pandus mit den Kuruingen in der meisterhaften Umdichtung der Kernstücke des Mahabharata von Holtzmann.

Dichtung ist Ausgeburt der Seele im Wort und wird durchaus nur dem Geiste dessen zuteil, der mindestens augenblicksweise ergriffen unterging im lösenden Pulsschlag elementaren Lebens. „Eine dritte aber, von den Musen ausgehende Art der Besessenheit und des Wahnsinns ist es," äußert Platon im „Phaidros", „die, nachdem sie eine zarte und unbefleckte Seele ergriffen hat, sie in Gesängen und der übrigen Dichtung zum

Ausbruch bringt ... Wer aber ohne den Wahnsinn der Musen zu den Toren der Dichtkunst kommt, sich davon überredend, daß er ja durch bloße Fertigkeit ein genügender Dichter sein werde, dieser ist nicht sowohl selbst mangelhaft, als auch wird seine, des Besonnen, Dichtung von jener der Wahnsinnigen zunichte gemacht." Während nun aber der Dithyrambiker, bald gleich dem ursprünglichen Volkssänger noch im Taumel der Entrücktheit, bald in künstlerischer Nachgestaltung die Bilder selber zu bannen sucht, die ihn durchfluteten, empfängt der Epiker von ihnen nur den bestimmenden Anstoß zur Schöpfung seiner zugleich gegenständlichen Welt. Jener verschwindet in seiner Schöpfung, weil er völlig in ihr zerschmilzt, dieser, weil er sie völlig von sich ablöst. Und wie er solchergestalt sich gegenüberstellt auch das eigene Ergriffensein, so erscheint er im Lichte sowohl eines bloßen Zuschauers wie auch hinwiederum des heimlichen Demiurgen dessen, was in Wirklichkeit doch nur vermittelst seiner, nicht aus ihm Gestalt gewann. Wenn daher die dithyrambische und liedartige Sprache aus sich selber zu reden scheint, so spricht im Epos allemal ein weltumfassender Geist, dem aber so willig das Wort gehorcht, als ob er der Genius der Sprache selber wäre. Man halte etwa neben Sapphos Ode an Aphrodite die Schilderung Homers der Insel Ogygia, und man greift mit Händen die Wesensverschiedenheit zweier Dichtungsarten. Beide sind von höchster Vollkommenheit, beide Kunstwerke schon später Kulturen, beide Erzeugnisse selbstbewußter Persönlichkeiten; aber während uns die Sprache der sapphischen Strophen wie mit perlenden Tropfen eines golden glitzernden Springquells netzt, dessen Berührung verjüngt, so ähnelt hingegen diejenige Homers dem langsam ziehenden Strome, dessen kristallische Welle uns trägt, sodaß wir, gelassen dahingleitend, über den wandernden Bildern der weit aufgetanen Landschaft uns selber vergessen. Dort ist das Pochen unseres Herzens Rede geworden; hier wächst aus der Rede des begnadeten Mundes die Welt, die uns wirklicher dünkt als selbst die Welt unseres Herzens. Was man epische Breite genannt, ist eine Folge derjenigen Sprachmagie, die nicht sowohl die Wunder der Seele verlautbart als vielmehr Zug um Zug wie von außen her eine dingfest anmutende Wirklichkeit bildet, in der die Seele sich betten könne.

Man darf die epische Kunst nicht mit der Kunst der Erzählung verwechseln. Eine Erzählung von packender Wucht kann „realistisch" sein wie bei Jeremias Gotthelf oder „phantastisch" wie bei Amadeus Hoffmann oder fabelhaft wie in Märchen und Legenden oder hochkünstlerisch wie bei Keller oder selbst schlechtweg dichterisch wie fast alle Erzählungen Stifters. Aber sie setzt die Welt, in der sie spielt, immer schon voraus; wohingegen der Epiker, mag er nun schildern oder erzählen, mit den Begebenheiten auch deren Bühne erst auferbaut. Die Erzählung durchläuft die ganze Reihe aller nur möglichen Tonarten, vom „naiven" Volkston bis zum künstlichen und verbildeten Ton des sogenannten Romans. Das Epos kennt nur die bewältigte Sprache des, ob auch ergriffen, dennoch darüberstehenden Geistes. Was die Erzählung erzählt, ist irgendwo und irgendwann geschehen, sei es selbst im Fabelreich; das Epos, soweit es erzählen muß, erzählt, wie schon angedeutet, das Schicksal der Welt. Jedes echte Epos ist im Grunde echte Kosmogonie. Nach geheimnisvollem Plan scheinen in ihm Begebenheiten und Gestalten verknüpft; ein Verhängnis waltet, dem keine Größe des Charakters, keine Lauterkeit der Gesinnung entrinnt; der Held wird zum erliegenden oder siegenden Sendling göttlicher Entscheide; von den Mächten des Himmels und der Erde ist selbst die Landschaft voll und läßt in rätselnden Zeichen Unabwendbares vorausvermuten; und manchmal teilt sich der fernvertiefte Hintergrund, und wir sehen die Nornen den vorbestimmenden Faden spinnen. Der ahnungsbange Schein einer weltplanmäßigen Notwendigkeit, dessen keines der großen Epen ermangelt, ist in Jordans „Nibelunge" zur alles färbenden Beleuchtung geworden. Aus den unzähligen Belegen dafür nur einen! Mit diesen Versen von wetterleuchtender Gewalt schließt Hildebrand

seinen Bericht vom verderblichen Bunde Krimhilds mit Etzel im Zelte des Hunnenkönigs:

Die Nacht war windig, der Himmel voll Wolken;
Wie flackernde Flämmchen durchflogen die Sterne
Die seltenen Lücken, als sähen sie Leid nur
Unter den Rissen auf Erden reifen,
Als stiege hindurch ein Dampf des Verderbens
Und sporne sie an, sich hinüberzuputen,
Um nicht völlig verfinstert vom Himmel zu fallen.
Im Osten aber enthob sich eben
Dem dunstigen Rande, dunkel gerötet,
Wie ein feuriges Messer die Mondessichel.
Ihr glühender Gleisch im glitzernden Wasser
Ließ die randvolle, rätselhaft rauschende Donau
Meinem Blick erscheinen als schäumenden Blutstrom.
Mir dünkte dabei ein dumpfer Donner
Unheil dräuend drunten zu dröhnen,
Als schüttle sich schaudernd der Schoß der Erde,
Als empfinde sie vor schon bei der Empfängnis,
Daß ein welterschütterndes wehvolles Schicksal
Sie nun bald aus dem Bunde gebären solle,
Der in Etzels Zelte sich eben vollzog.

Es ist ein Beweis mehr für die epische Echtheit Jordans, daß er gänzlich entgleiste, als er später wirklich versuchte, bloß zu erzählen; es ist aber auch umso ungerechter, ihn zu bewerten nach den Fehlgeburten seiner Romane!

Damit haben wir indessen nur erst den Rahmen gespannt, in den das Bild des epischen Sprachbaus einzuzeichnen wäre, müssen hier jedoch darauf verzichten, davon mehr als nur jene Hauptlinie kenntlich zu machen, die ihn wiederzufinden erlaubt auch in ungebundener Redeform. Weil uns der Epiker nicht sowohl mit dem Geschehen einswerden als vielmehr ihm beiwohnen läßt, muß er ungleich dem Dithyrambiker und Dramatiker, deren jeder auf seine Art uns verwandelt, die Traumgebilde der Dichtung mit dem Schein der Leibhaftigkeit zu bekleiden vermögen, um ihre Glaubwürdigkeit unwiderstehlich zu machen. Seine Sprache ist dreidimensional, körperhaft, räumlich. Wenn Nietzsche den Dichtern vorwirft, sie wüßten nichts von der „Inbrunst der Töne", so hätten ihn nicht nur die Griechen, es hätte ihn auch ein Hölderlin, Jean Paul, Eichendorff, Lenau, ja Conrad Ferdinand eines Besseren belehren sollen, da denn deren gehobenste Stellen eine Wohllautsfülle atmen, die uns überredet, von den noch lebenden Sprachen die deutsche für die schönste der Welt zu halten. Dahingegen kennen wir seit der Blütezeit unseres Schrifttums im achtzehnten Jahrhundert nur zwei Dichter, welche die neuhochdeutsche Mundart mit dem urgermanischen Mark dreifach ausgemessener Plastik zu erfüllen verstanden: nämlich in ihren gelungensten Gedichten Annette Droste und selbst noch in seinen mißlungenen Leistungen Jordan! Wir können es an dieser Stelle nicht unternehmen, die Elemente einer Sprachbehandlung aufzuweisen, die unter Verzicht auf farbige Reize in allem und jedem dem einzigen Zwecke dient, mit dem Satze zugleich das Anschauungsbild des atmosphärischen Raumes zu schaffen, in dem zusamt seinen Vorder- und Folgesätzen jener darinstehe wie der Quaderbau im spülenden Zuge durchsichtiger Luft, und nur soviel sei gesagt, daß neben Vokalverteilung und Takt, neben Bannung des Sinntons auf Stammsilben mit markigen Mitlautern, neben reichlichem Gebrauch von Bindewörtern und Uebergangssätzen das Geheimnis des „plastischen Stils" in einem auseinanderfaltenden Vortrag liege, der die Begriffe im Aussagesatz zusammenfügt, als ob sie aufeinanderfolgende Eindrücke wären, von denen jeder den kommenden vorbereitet, alle zusammen aber den ihr Reihungsgesetz erst ganz erschließenden letzten! Im völligen Gegensatz zum Dithyrambiker, dessen von der Allmacht des Rhythmus befohlene Wörterstellung dem Einzelwort erloschene Bedeutungsfarben entlockt oder gar neue ihm aufzwingt, wird die Wortanordnung des epischen Demiurgen ausschließlich vom Gedanken bestimmt, aber nach dem Grundsatz einer sich anschaulich entfaltenden Steigerung. Wenn Jordan anhebt:

Zu süßem Gesang, unsterbliche Sage,
Laß mich nun dein Mund sein voll uralter Mären,

so gewinnt dieser Mund der Sage allein schon dadurch unermeßlich an Bedeutungsgewicht, daß ihm der „süße Gesang" vorangeht, dieser aber durch Rückwirkung eine sinnliche Fülle, die er auch bei unveränderter Wortwahl gänzlich entbehren müßte, wofern es gelautet hätte:

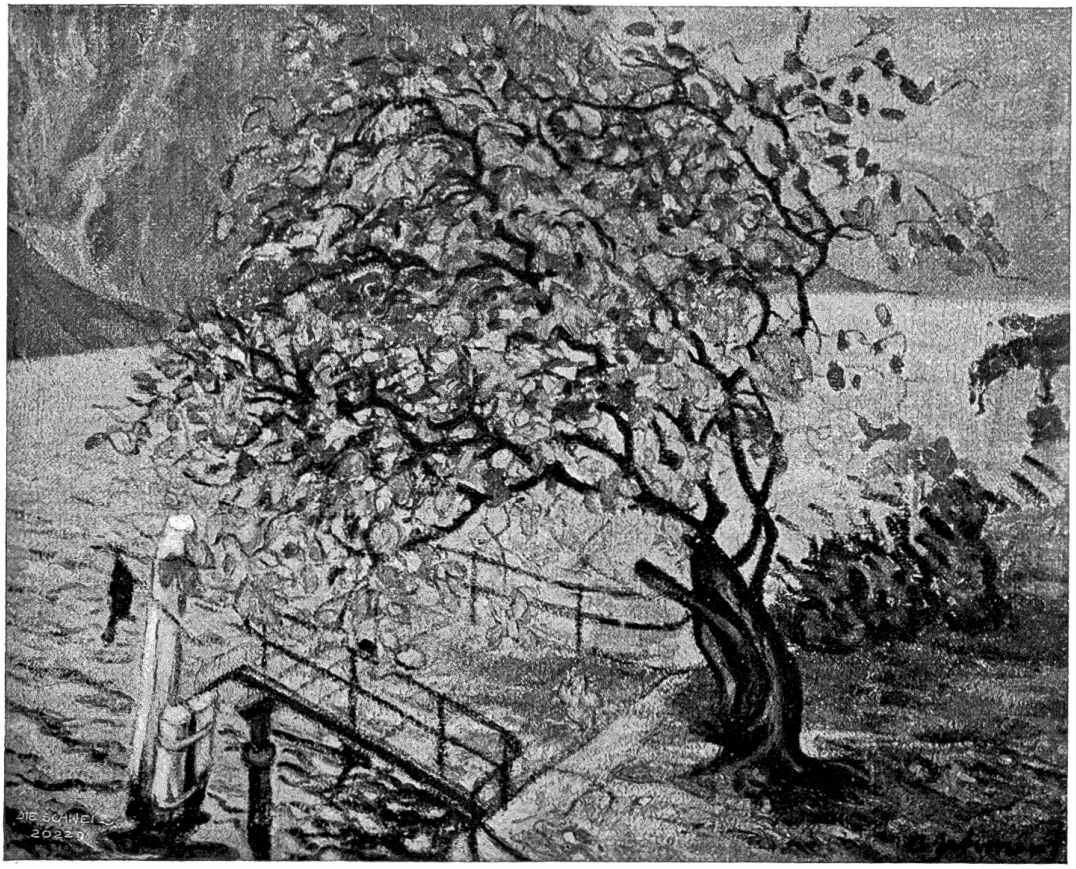
Laß mich nun dein Mund sein voll uralter Mären
Zu süßem Gesang, unsterbliche Sage.

Aus dem nämlichen Grunde stellt Homer als den Gegenstand der Ilias den Zorn, die Menis, voran und steigert dadurch mit dem einen sturmhaft anschwellenden Anhubverse die Gestalt des Peliden Achilleus sofort ins nahezu Titanische... Seite auf Seite wäre zu füllen, wenn wir im einzelnen die Mittel begründen und belegen wollten, durch welche die Tiefenausmessung des Satzgefüges und die schier abtastbare Körperlichkeit des epischen Gedankenausdrucks hervorgebracht wird. Mit dem am Satzende verloren nachschleppenden Zeitwort hat Jordan durchaus gebrochen. Er stellt es entweder vor das Tonwort oder sogar mit überraschender Wirkung an den Anfang des Satzes, wofern es selber den Sinnton trägt. Wie bei Homer das Entfaltete sich wieder zusammennimmt in den metallschweren Beiwörtern, so bei Jordan in unzähligen neugebildeten Kuppelwörtern, die ihre ganz erstaunliche Schlagkraft vollüberzeugend freilich nur an Ort und Stelle bewähren. (Beispiele: Mißruhm, Sturztag, Ringfeld, Wurmtrank, Fangsprung, Bestwein, Vorstahl, Schimpfzier, Notmann, Spaltmaul, Selbstschein, Wegwink, Zufallsbeil, Gutgewicht, Handbeschau, Lehngeldlocke, federfeucht, loberhellt, entgrasen, ermerken, entweiben usw.) Da indessen dergleichen Zusätze hier doch nur Stückwerk blieben, wollen wir lieber zum Schluß dem Leser eine Probe bieten und wählen zu dem Behuf die Schilderung Islands als der Geburtsstätte der Edda in den „Epischen Briefen". Wir erblicken in ihr ein allervollkommenstes Stück deutscher Prosa, das allein schon hinreichen würde, das Geschwätz vom Epigonentum dieses Großmeisters der epischen Sprache Lügen zu strafen. Der Leser wird die erörterten Hauptmerkmale der epischen Sprachbehandlung unschwer darin wiedererkennen und möge übrigens keinen Anstoß nehmen, wenn gemäß der Entstehungszeit dem Gedanken noch die Annahme zugrunde liegt von der Herkunft aller Arier aus dem Fünfströmeland.

„Im Norden und Osten umdrängt von den Eismassen des Polarmeers, wird diese Insel einigermaßen bewohnbar nur durch den letzten Rest von Wärme, den ein Arm des Golfstroms aus dem Heizkessel für Europa, dem mexikanischen Meerbusen, emporführt bis zu ihren westlichen und südlichen Küsten. Gebirgsmassen, hoch emporragend aus Nebel und Wolken, bedeckt mit ewigem Schnee und Gletschern, schimmern dem Seefahrer schon aus der Ferne entgegen. Erloschene Vulkane erheben sich wie Riesen der Vorwelt in Eispanzern, die jedem Sonnenstrahle widerstehen. Erstarrte Lavaströme türmen ihre Schollen übereinander in phantastischen Gestalten und unabsehbarer Ausdehnung. Weithin vernehmlich donnert noch jetzt der Hekla und sprüht hochaufwirbelnde Aschenwolken und die unerloschene Glut des Erdinnern hinaus in eine Wüste von Schnee und Eis. Mächtige Kochbrunnen, Geisir genannt, schießen gigantische Schaumgarben siedend heißen Wassers in die Luft. Bis zu zehn Fuß dick erhebt sich der flüssige Stamm jetzt zu Turmeshöhe, gekrönt mit einem Wipfel von ungeheuern Dampfwolken. Im nächsten Augenblick, auf einen dumpfen Schlag in der Tiefe, stürzt die Schaumsäule zusammen in sich selbst und ist wie auf ein Zauberwort verschwunden, wie eine wundersame Traumgestalt beim ersten Strahle des Morgens.

Wenn das Treibeis von Spitzbergen, wie es zuweilen geschieht, die nördliche Küste bis in den Juli, ja, bis in den August umlagert hält, dann hat die Insel ... gar keinen Sommer, und nach kurzer Unterbrechung des Frostes durch stürmisches Tauwetter ... geht ein Winter über in den andern. Sonst folgt dem langen Winter ein kurzer Sommer, der aber auch kaum etwas anderes ist als ein süddeutscher März ... denn fortwährend wechselt der Sonnenschein mit Regen- und selbst Schneeschauern. Dazwischen toben Stürme von verheerender Gewalt, die den Reiter vom Pferde werfen, die Oberfläche des Meeres in eine Staubwolke zerpeitschen und sie als einen Sprühregen von Salzwasser emportreiben bis auf zweitausend Fuß hohe Berge.

Auf der Höhe des Jahres steht eine dunkelrot glühende Sonne selbst um Mitternacht am nördlichen Horizont. Aber



Antoine Schmidt, Freiburg.

Feigenbaum am Luganersee.
Zürcher Privatbesitz.
Phot. H. Linck, Winterthur.

nur in günstigen Jahren besitzt dieser lange Tag die Kraft, ein kümmerliches Gerstenfeld soweit zu reifen, daß man die Körner mahlbar machen kann, indem man die geschnittenen Aehrenbündel auf südwärts gerichteten Trockengestellen an der Mittagssonne nachdörrt. Ende Septembers beginnt wieder der Winter mit undurchdringlichem Schneegestöber, um für sieben bis acht Monate die ganze Insel von den Gebirgen bis zum Strande so hoch zuzudecken, daß nur hin und wieder eine schwarze Lavaklippe, überzogen mit grauem Moose, nirgend aber ein Strauch, ein Halm daraus hervorragt und daß die Menschen oft ungehindert wegschreiten hoch über den Dächern ihrer eingeschneiten Häuser. Nur noch das Ren findet dann seinen Weg durch die Winterwüste und weiß sich das karge Moos zu seiner Nahrung aus dem Schnee hervorzuscharren. Während der kurzen Mittagsdämmerung, die dann den Tag bedeutet, umschwärmen Scharen von Seevögeln die eisklirrende Küste, laut schreiend und gegen den Sturm ankämpfend. Alles andere Leben schweigt. In der Nacht aber beginnt am sternhellen Firmament das Nordlicht seinen zauberhaften Flammentanz. In wechselnden Farben zucken seine Strahlen zitternd auf und nieder, vom braunen Grundbogen im Horizont bis zum Zenith, und zeigen die starren Eisgefilde in geisterhaft unbestimmter Beleuchtung.

Dürftig, doch erhaben, mahnte diese Natur mit ihren gewaltigen Kontrasten, mit ihrem Urfeuer und ihrem Eise, an die Geheimnisse der Schöpfung, an den Ursprung und an das Ende der Dinge. Düster und grau sind ihre Farben; schroff, kolossal, scharf beprägt mit dem Siegel der Zerstörung ihre Formen; nebelhaft und sturmzerrissen der stimmunggebende Himmel. Kein Fleck der Erde konnte im Menschengemüt eine mehr zutreffende Tonart anschlagen für die Geschichte verbannter Götter, für die Erinnerung an ihre vergangene Herrlichkeit, nachdem ihr Oberherr, vergleichbar dem Titanen unseres Zeitalters, hier sein St. Helena gefunden hatte. Hier zerstreute die Phantasie kein Sinnenreiz; die öde Gegenwart ließ sie mit verdoppeltem Heimweh immer nur rückwärts blicken. Zu achtmonatlicher Wintermuße in verschneiter Hütte an die Lampe gebannt, wuchsen ihr bis ins Riesige die Schwingen der Erinnerung zum Rückflug über Jahrtausende und von dieser letzten Rast im froststarrenden Eismeer bis zur sonnenglühenden Urheimat der Asen an den Abhängen des Himalaya und unter den Palmen an den Ufern der heiligen Ganga."

Gottfried Keller und Paul Heyse.

Als Jakob Baechtold die Briefe Kellers zusammentrug, um sie am straff gesponnenen Faden biographischer Erzählung aufzureihen, hielt Paul Heyse seine Habe unter strengem Verschluß, und auch Ermatinger mußte sich — abgesehen von einer Handvoll schon bekannter Zitate — wider Willen mit einer einzigen Kostprobe begnügen, da der inzwischen verstorbene Empfänger seinem Freunde Max Kalbeck die Herausgabe dieses köstlichsten Stückes seiner Hinterlassenschaft zugesprochen hatte. Nun liegen die Dokumente dieser merkwürdigen Poetenfreundschaft vor uns*): ein starkes Hundert Briefe, mit Einleitung, Anmerkungen und Register einen schwellenden Band von 450 Seiten füllend; wir hören Rede und Gegenrede, nehmen teil an den menschlichen und literarischen Freuden und Kümmernissen, die sie sich getreulich beichten, und sehen staunend und gerührt, wie sich die im tiefsten Wesen durchaus ungleichen Genossen in Apoll nicht allein respektvoll vertragen — wie sie sich in herzlicher Freundschaft zugetan sind: der gewandte, weltkundige Norddeutsche, der Meister der eleganten Epistel, und der bockige, schwer zugängliche Schweizer, dessen tiefes, tröstliches Lachen durch seine Briefe schüttert.

Genau ein Menschenalter währte der persönliche Verkehr, und Keller brauchte sein unbefangenes Urteil über den Dichter nicht zu revidieren, als der Mensch im

*) Paul Heyse und Gottfried Keller im Briefwechsel, von Max Kalbeck. Braunschweig, Georg Westermann, 1919.